

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922

19.2.1922 (No. 8)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 8



19. Febr. 1922

H. G. Haebler / Adolf Kufmaul.

Zu seinem 100. Geburtstag am 22. Februar 1922.

Es gibt Geschichten eines Lebens, die man mit Vergnügen und Nutzen liest. Nicht weil da nun sonderlich große und abenteuerliche Dinge geschehen; oder weil sie uns in ferne und bunte Länder führen; oder weil sie tiefinnig und irgendwie Sinnbild sind: nein, allein deshalb, weil man hier mit einem Menschen ein Stück Zeit erlebt, klarer, anschaulicher und bewegter als in hundert vortrefflichen Geschichtsbüchern. Ein solches Buch hat unser badischer Landsmann Adolf Kufmaul, der eine nicht nur deutsche, nein, eine europäische Berühmtheit war, geschrieben; leider nicht vollendet; aber immerhin sind die 500 Seiten der „Jugenderinnerungen eines alten Arztes“ (Stuttgart, Verlag von J. Neumann, Neudamm & Co.) und das Büchlein „Aus meiner Dozentenzeit“ (ebenfalls) wert, heute wieder „aktuell“ zu werden.

Es handelt sich hier nicht darum, des Arztes und des Wissenschaftlers zu gedenken; das müssen Berufene tun. Den Fortschritt der Wissenschaft in allen Ehren; aber schließlich besteht er darin, daß er überholt wird. Nur der Mensch bleibt. Im Guten, Bösen, Langweiligen und Vortrefflichen. Und vielleicht war, sofern ein Laie hier ein Urteil hat, das er andern nur aus Papieren und nicht der lebendigen Anschaulichkeit schöpft, an Adolf Kufmaul das größte nicht der Mann der Wissenschaft, sondern der Mensch.

Darum wollen wir seiner gedenken, so wie er sich selbst tonterfeilt hat.

Der Name. Das Geschlecht der Kufmaul ist schwäbisch. Ein Tischler dieses Namens zog 1701 aus Württemberg nach Söllingen bei Durlach und nahm eine Söllingerin zur Frau. Aus diesem Zweige der Kufmauler stammt der heute Hundertjährige. Sein Name gab natürlich zu allerlei scherzhaften Veranlassungen. Sehr nett ist der Witz, wonach dieser Name nachweise, daß das Geschlecht der Kufmaul vom ältesten medizinischen Adel sei; es stamme vom berühmten Dribasius, dem Leibarzt Justins des Abtrünnigen. Da der Mund, Dribasium der Kuf, machen zusammen Dribasius oder Kufmaul. . . .

Der Vater. Schade, daß es keine genaue Lebensgeschichte von diesem Vater gibt. Immerhin genügt das, was sein Sohn erzählt, um vor ihm allerhand ehrliche Hochachtung zu haben. Denn er hat sich vom armen Bauernjungen zum Bezirksarzt heraufgearbeitet. Das kam so: der Pfarrer von Söllingen ging eines Tages spazieren und sah einen Bauernbuben die Kühe hüten. . . . mit einem Buche in der Hand. Es war das Gesangbuch, und der junge Mensch konnte sämtliche Lieder des Buches auswendig hersagen. Der Pfarrer sagte sich wohl, daß sei zwar vom pfarrherrlichen Standpunkt aus ganz schön, aber solche Gaben sind doch zu anderem da. Er gab dem Jungen Stunden, interessierte einen befreundeten Durlacher Amtschirurgen für ihn, der erteilte ihm wundärztlichen Unterricht und so ging es weiter, bis aus dem Hirtenbuben ein Militärwundarzt und schließlich ein staatlich abgeprüfter „Arzt, Wundarzt und Hebarzt“ wurde. Er ward badischer Militärarzt beim Landamt Karlsruhe in Graben, mit dem Titel eines großherzoglichen Stabsarztes, heiratete und legte

am 22. Februar 1822 als gewissenhafter Arzt seinen Erstgeborenen auf die Waage, wobei er feststellte, daß dieser damals noch durchaus unberühmte junge Mann 6½ Pfund wog.

Früheste Erinnerungen. In den Büchern, in denen ein Mensch Bericht von seinem Leben gibt, pflegt man meist mit größtem Interesse die frühe Jugend zu lesen; vielleicht, weil da sich der geneigte Leser am meisten mit der großen Berühmtheit verwandt fühlt, vielleicht aber auch nur deshalb, weil die Jugend am Anfang des Buches zu stehen pflegt. Item, die Jugendgeschichte von Adolf Kufmaul ist von großem Reiz, wenngleich nichts absonderliches passiert. Als staatlicher Arzt erlebt sein Vater allerlei Verlegungen; so wandert man im Ländle umher, von Graben nach Emmendingen, von dort nach Boxberg, allwo ein seltsamer Schulmeister seines Amtes waltete. Dieser hatte als Reitermann allerlei Kriege mitgemacht; nun dozierte er biblische Geschichte auf eine höchst persönliche Art. So etwa die großen Taten des Königs David: „Ich jag euch, ihr Buben“, rief er, „es geht halt nichts in der Welt über einen rechtschaffenen Reitermann im Kriege. Der steigt, wenn er kommandiert wird, aufs Ross, reißt den Pallasch aus der Scheide, setzt die Sporen ein, und die ganze Schwadron reitet dem Bauern in den Alee oder die Frucht, wie es gerade kommt. Da schreit der Bauer und die Bäuerin jammert, aber es hilft nichts und muß alles ruiniert werden. Und wenn sich der Bauer widersetzt, so fliehet ihm der rote Hahn aufs Dach, daß die Flammen an allen Ecken aus der elenden Strohütte rauschlagen. So ist es recht und so muß es im Kriege zugehen!“ Bei solcher Erziehung zu christlicher Gesittung blieb nichts weiter übrig, als selber den Unterricht zu übernehmen; der Bub mußte den Vater auf die Praxis in die Nachbardörfer begleiten und unterwegs auf der Landstraße lernte er das schöne Lied: amo, amas, amat! Bis er als Pflanzling ins Pfarrhaus zu Buch am Horn kam - das liegt in badisch Sibirien, grad an der Stelle, wo sich die Füchs und Hasen autnacht sagen -, aber trotzdem, es war eine nicht nur fleißige, sondern auch schöne Zeit.

Auf dem Gymnasium. 1833 kam Kufmaul auf das Wertheimer Gymnasium, dann, als der Vater nach Wiesloch veretzt wurde, nach Mannheim und später nach Heidelberg. Es ist von einem besonderen Reiz, aus der Schülerzeit alter Zeiten erzählen zu hören; aber schließlich muß man doch feststellen: die Hauptsache hat sich nicht geändert. Es hat damals schon ebenso beliebte und unbeliebte, ergöbliche und langweilige Lehrer gegeben, wie heute noch, und vermutlich wird es in abermals 100 Jahren nicht anders sein. Womit ich beliebt nichts gegen entschiedene Schulreformer gesagt haben will. Von solchen Männern und von seinen Kameraden plaudert Kufmaul ernste und heitere Dinge; ein Mitschüler war der spätere Staatsminister Jolly, schon damals ein talentvoller Mensch von eigenem Wesen. Der Wechsel zum Heidelberger Lyceum war kein guter Tauch; aber er hatte wie alles auch sein Gutes. Daß Kufmaul sich schon als Schüler recht klug in der Welt umzuschauen wußte, davon erzählen die Kapitel, in der er Zeit und Zeitgeist schildert. So plaudert er vom

Napoleonkultus jener Zeit, dem sein Vater sehr ergeben war und den der Sohn in den neunziger Jahren nicht mehr begreifen kann; er erzählt von der schönen konfessionellen Duldsamkeit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; von der bescheidenen Lebensführung jener Tage, vom Treiben auf der Landstraße, von der ersten Eisenbahn, deren Eindruck auf den Vater Kufmaul ein gewaltiger war, so daß er ausrief: „Nichts ergreift mich mehr als diese Erfindung. Eine neue Welt ersteht, und ich sinne vergeblich, wie sie sich gestalten mag.“

Das Burschenleben. Kufmaul bezog natürlich die Universität Heidelberg. Mit großem Fleiß wanderte er morgens Punkt 8 Uhr zur Anatomie, in braunem Klausrock, auf dem Haupt eine leichte Mütze, um den Hals eine lange seidene Binde, breit und hoch geschlungen, und in der Rechten den Stolz des Frischleins, eine lange, fast auf den Boden reichende, dampfende Tabakspfeife. Wir wandern mit ihm durch die akademische Welt Heidelbergs um 1840, erleben die allerlei großen und kleinen Taten in der Suevia, der er beitrug und in der er mit allerlei jungen Leuten zusammenkam, die späterhin eine Rolle spielten. 1842 machte er eine Ferienreise in den Schwarzwald, wobei bereits in Baden-Baden Monsieur Venazet so lebenswürdig war, ihm am Konfettisch das Reisegeld abzuknöpfen. Nach Heidelberg zurückgekehrt, kommt er in die ersten revolutionären Strömungen hinein, die damals die ganze Intelligenz Badens lebhafter machten. So passierte ihm etwa die sehr nette Geschichte, daß ihn eines Morgens ein vor kurzem zum Amtmann ernannter alter Herr der Suevia, ein äußerst loyaler Mann, von sonst durchaus monarchischer Gesinnung, auf sein Zimmer rief, sorgfältig Fenster und Türen verschloß und dann den jungen Menschen mit den Herwegh'schen Versen andonnerte:

Reißt die Kreuze aus der Erden,
Kreuze sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeih'n!

Es reate sich was im Odenwald! So auch in der Suevia, der man sonst eher nachsagte, sie sei eine konfessionierte Britenanstalt zur Rührung Karlsrüher Bürokraten. Kurz und gut, auch Kufmaul fühlte den Drang in sich, das Studentenleben zu reformieren und gründete mit ein paar anderen eine Reformverbundung, die Alemannia. Sie wuchs, blühte und gedieh, spaltete sich, schloß sich mit anderen zusammen und konstatierte sehr bald durch den Stimmzettel, daß die Herrschaft der Korps aus sei. Aber noch fünfzig Jahre später kann Kufmaul mit Wohlgefallen auf seine und seiner Brüder Reformarbeit zurückblicken; er schreibt: „sie füllt eines der schönsten Geschichtsblätter der Heidelberger Studentenschaft.“ Aber neben diesen Beschäftigungen mit dem Zeitgeist ging ruhig und stetig das Studium einher. In seinen „Jugenderinnerungen“ gibt Kufmaul eine sehr anregende und feinsinnige Schilderung dieser Zeit, indem er ausführlich über die einzelnen Lehrrer schreibt, bei denen er studiert hat. Das hat für uns heutige einen doppelten Wert: einmal erfahren wir etwas von ihm selbst, aber noch mehr von den Verhältnissen, Einrichtungen, Anschauungen und Möglichkeiten jener Zeit. Noch als Student zeigt er schon die Klauze des Löwen: anlässlich einer medizinischen Preisarbeit (1845) macht er den ersten Versuch, einen Augenspiegel zu konstruieren, und erkennt vor allem die Bedeutung des ihm zugrunde liegenden Problems. Freilich: sein Augenspiegel war zwar der Beste der Welt, denn es gab nur den einen, aber er hatte den Fehler, man konnte damit nicht sehen. . . Bald war auch der Tag da, an dem man sich feierlich nach Karlsruhe zu begeben hatte, um die Staatsprüfung zu machen. Worauf sozusagen postwendend die Verlobung folgte, denn die nähere Bekanntschaft wurde in der Fahrpost zwischen Langenbrücken und Einsbühl gemacht.

Reisen. Nach solchen Taten tut man gut, sich ein wenig in der Welt umzusehen. Also machte Kufmaul eine große Reise, die ihn nach München zu Lola Montez, nach Tegernsee, Tirol, Salaburg, Salzkammergut und Wien führten; dort schaute man sich auch in der Wissenschaft um, sah und hörte allerlei Besseres und Schlechteres, ging dann nach Prag, dessen medizinische Fakultät ebenfalls des Anschauens wert war, und Berlin lodte als letztes, größtes Reiseziel. Aber als Kufmaul am 26. Februar 1848 in das Krankenhaus ging, kam ihm ein Hilfsarzt entgegen und rief: „Gute Botschaft, meine Herren! Louis Philippe ist gestürzt, die Republik proklamiert!“ Da trieb es die beiden Badener — Kufmaul und seinen Freund Bronner — ungestüm nach der Heimat.

1848/49. Das badische Kriegsministerium hatte Vorsehrungen getroffen; Ärzte für die badische Armee wurden gesucht. Kufmaul gab den Gedanken, sich in Heidelberg niederzulassen und die Laufbahn des Dozenten einzuschlagen, zunächst auf, meldete sich und wartete auf seine Einberufung. In der Zwischenzeit nahm er auch an der für die Geschichte der badischen revolutionären Bewegung sehr wichtig gewordenen „Offenburger Versammlung“ teil; eine zweite fand im Heidelberger Schlosshof statt; er trat in die Bürgerwehr ein, exerzierte, schützte die Juden in Wiesloch, bis er im April dann als Militärarzt nach Kastatt einberufen wurde. Mittler-

weise ging im Oberland der Heckerputsch los, Herwegh überschritt mit seiner deutsch-demokratischen Legion den Rhein, die badischen Truppen marschierten ihnen entgegen, aber der junge Militärarzt Kufmaul hatte keinerlei Gelegenheit, militärische Wunden zu heilen — nur Bacchus und Venus hatten ihm Patienten geliefert. Im Sommer 1848 wurde er mit badischen Truppen nach Holstein geschickt, wobei ihm der schöne ärztliche Paradehut der badischen Armee große Ehren verschaffte. Im Herbst ging es wieder zurück in die Heimat, wieder ins Oberland, da Schruve und Blind aus der Schweiz gekommen waren und die Republik proklamiert hatten. Den Winter brachte Kufmaul in Vörrach zu, im Frühjahr 1849 blieb es wieder nach Schleswig-Holstein abmarschieren. Während in Baden die Revolution tobte, ging Kufmaul in Schleswig-Holstein seiner Pflicht nach, äußerte seine Meinung über die Dinge und kam bei seinem reaktionären Vorgesetzten in den damals sehr schlimmen Verdacht, ein Demokrat zu sein. Schließlich erhielt er den Befehl, sich sofort in Karlsruhe beim Kriegsminister zu melden. Mittlerweile hatte ja die weiße Garde die rote Armee der badischen Revolutionäre niedergeschlagen, das alte Regime sah wieder fest im Sattel: Kufmaul kam, sprach mit dem Minister, dieser überzeugte sich, daß der junge Militärarzt offenbar nicht daran denke, Throne zu stürzen. Später erfuhr Kufmaul den eigentlichen Grund jener beschleunigten Heimreise: der Generalstabsarzt der roten Armee, ein alter Bekannter, hatte ihn zum Regimentsarzt ernannt und das Patent ihm amtlich nach Holstein nachgeschickt. In Kastatt, in der Festung, trafen sich die beiden: nur war jetzt Kufmaul Festungsarzt und jener ein „Kriegsgefangener“ Kollege. . .

Landarzt. Der militärische Dienst in Kastatt sagte Kufmaul immer weniger zu. So entschloß er sich, den Abschied einzureichen, der ihm denn auch bald genehmigt wurde. Was jetzt tun? Da ist die Aufforderung ein, eine freigewordene Arztstelle droben in Kändern zu übernehmen. Gut; nun konnte endlich auch geheiratet werden und „auf das brauende Epos der Revolution mit dem tragischen Abschluß hinter den Mannern Kastatts folgte ein friedliches Idyll häuslichen Glücks“. Freilich, in Kändern gab es auch allerlei harte Mühe zu knaden; die ausgedehnte Landpraxis in die Berge hinauf zu den „Wäldern“ und in die Ebene hinaus zu den Markgräflern hatte nicht nur ihre Sonnenseiten, allwo ein guter Tropfen das Ergebnis ist, sondern auch allerlei Wetter und böse Dinge. Der erste Teil dieser Betrachtung führte zu Verien und Liebern, die zum Teil bald eine kleine Berühmtheit werden sollten, ohne daß man um den Verfasser weiter wußte; denn der allen Badenern bekannte Dorfschulmeister Samuel Friedrich Sauter aus Flehingen im Kraichgau wurde damals von dem ebenfalls dachtenden Landdokter Kufmaul aus Kändern im Markgräflerland entdeckt, bewundert und nachgezogen; Kufmaul schickte die Sauterischen und die einenen Verse an seinen Freund Ludwig Eichrodt, der die Sammlung um weitere eigene vermehrte und schließlich diese Verse, mit einer Vorrede von Kufmaul versehen, als die Erzeugnisse des deutschen Dichters Biedermaier in den deutschen humoristischen Musenhain einführte. Der zweite Teil der oben geübten Betrachtung war schmerzhafter. Nachdem Kufmaul drei Jahre lang allen Anstrengungen der Landpraxis getrost hatte, warf ihn eine im Dienst geholtte schwere Erkältung auf das Krankenlager, und eine Lähmung trat ein. Der Landdokter war erschockt; an seine Stelle trat, zum größeren Heile der Menschheit, der Herr Universitätsprofessor.

Wieder Student. Nach sieben Jahren verschiedenartiger Praxis bezog Kufmaul wiederum die Universität, diesmal in Würzburg, wohin ihn vor allem die Lehrtätigkeit Virchows zog. In seinem Buche „Aus meiner Dozentenzeit“ erzählt er den folgenden Lebensabschnitt. Nachdem er in Würzburg promoviert hatte, verbrachte er einige Zeit in Illenau, um dort das psychiatrische Gebiet näher zu studieren. Er hatte die Absicht, sich in Heidelberg zu habilitieren, um neben pathologischer Anatomie auch gerichtliche Medizin zu lehren. In Illenau war er mit Dr. Gubden zusammen, jenem später berühmt gewordenen Irrenarzte des schönen Bayernkönigs. Und dann bezog sich Kufmaul nach Heidelberg zur Habilitation, die seltenerweise ein recht merkwürdiges Ende nahm. Damals war noch die öffentliche Disputation im Schwünge, der junge Dozent mußte Thesen aufstellen und sie verteidigen. Kufmaul hatte nun in einer These das Problem der Heirat zwischen Blutsverwandten aufgerollt, das Thema verlockte zu allerlei geauerischen Seitensprüngen, die über das rein Medizinische hinausgingen und in der Moral, im Recht und anderen gefährlichen Gebieten herumzogen — gefährlich in jenen Tagen, da kurz vorher freien Denkern wie Bruno Bauer und Jakob Moleschott von der Reaktion die Lehrtätigkeit an der Universität untersagt worden war. Kurz, das Ergebnis war etwas verblüffend: man wollte zwar die Zulassung zum Lehrkörper der Universität beantragen, indessen müsse man eine Mißbilligung über die frivole Art der Disputation aussprechen. Die Mißbilligung wanderte in das Archiv des Senats, der Disputant aber ward eine Leuchte der deutschen medizinischen Wissenschaft.

W. G. Desterling / Badische Bücherschau.

Nr. 84.

Neuerlich in den Formen des Dramas gibt Heinrich Berl's „Auferstehung“ (Weidelberg, Herm. Meister) in einer Reihe von Szenen eine Lebenswanderung, deren innerer Zweck sich mehr gedanklichen als künstlerischen Absichten zuneigt. Ein Menschenpaar, in sich schon still und gereist, wandert durch das Leben, lernt Falschheit, Verführung, Mord, Eitelkeit der Sicherer, Elend und so weiter kennen und geht wieder in die Einsamkeit, um sich im Rinde zu erfüllen, das ihnen geboren wird. Weil das Wesen dieser beiden schon fest steht, ist eine dramatische Entwicklung unmöglich. Das äußere Leben rollt bildmäßig vorbei. Berl formuliert seine Erkenntnisse (die nicht nur das Leben, sondern wohl auch Bücher ihm zutragen) in knappen, aphoristischen Sätzen, die in psalmodischem Rhythmus gehen. Niesche und Burte sind als Vorbilder erkennbar. Eine Szene wie die „Schule der Gelehrtheit“ nähert sich Bedekind'scher Groteske. Gestalten und Namen treten als Träger von Weltanschauungen auf (Rousseau, Tolstoj usw.). Ziel der Dichtung ist (wie bei Gött): der gute Mensch. Berl, der aus Offenbarung stammt, erweckt Hoffnungen als Sucher und Gestalter.

Der tapfern, gefunden, treubendischen Liselotte von der Pfala hat Gertrud Ares eine gute biographische Darstellung gewidmet (Stuttgart, Jul. Hoffmann; 60 M.). Sie hält sich naturgemäß an die urwüchsigsten und natw geschwägigen Briefe der pfälzischen Fürstentochter, in denen ein Stück Kulturgeschichte lebendig ist und mehr als das: ein deutsches Menschenherz, das auch am französischen Hof sich immer Treue hielt. Außerdem wurde die reiche Literatur ausgiebig verwertet; doch verrät die fleißige Darstellung nichts von gelehrter Anstrengung. — Ein umfangreiches und allzusehr geschriebenes, überflüssig reiches und gewissermaßen nachgelebtes kulturgeschichtliches Bild vom Frankreich Ludwigs XIV. ist uns in der Einleitung von Wilh. Weigand zur Uebersetzung (in Auswahl) der Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon beiebt (Leipzig, Insel-Verlag, 2. Auflage, 1922). Keiner ist wohl nach Weigand und Kenntnissen berufener als Weigand, uns ein Gemälde jener Zeit zu entwerfen. Seine Kunst, Persönlichkeiten zu charakterisieren, verrät den reifen Psychologen und Novellisten, so lebendig treten sie vor uns hin. Das „klassische Zeitalter der französischen Kultur“ mit ihren Licht- und Schattenseiten hat hier einen gründlich bewanderten und anregend schildernden Darsteller gefunden, der weit mehr gibt als nur eine „Einleitung“, nämlich ein rundes und in die Tiefe gehendes Gesamtbild.

Aus dem Gebiet der badischen Kunst sind zwei Veröffentlichungen über Anselm Feuerbach zu erwähnen. Die eine zählt zu den Kunstgaben des Dom-Verlags (Berlin), 14 M., und bringt in schönem Kupferdruck ausgezeichnete Wiedergaben der 12 bekanntesten Werke des Meisters, dazu eine biographische Einführung. In ähnlicher Ausstattung sind auch Thoma und Trübner vertreten.) Etwas umfangreicher ist das Werk von Willibald Franke, Anselm Feuerbach's Zeichnungen, Leipzig, Gresslein & Co.; 40 M.). Der Text gibt eine ausführliche Lebensbeschreibung in der Art eines psychologischen Porträts und zwar auf Grund der Briefe

Feuerbachs und der Zeugnisse einzelner Zeitgenossen über ihn. In diesen Text sind eine Fülle von Reproduktionen seiner Zeichnungen eingefügt. Leider läßt deren Druck zu wünschen übrig. Und vom Text erwartet man, dem Titel nach, eigentlich ein Eingehen auf diese Zeichnungen, eine Stil-Analyse, Vergleiche zwischen Zeichnung und Delbild u. dergl. Aber man erhält, wie schon bemerkt, eine Biographie.

Eine freundliche Würdigung des populären Schwarzwalddmalers Wilh. Dasemann veröffentlichte S. E. Basse als Heft 1 der Reihe „Lug ins Land“ (Bühl, Konfordia). Er erzählt den Werdegang des aus armen Verhältnissen stammenden Künstlers, der 1850 in Mühlberg in Sachsen geboren wurde und seine Lehr- und Hungerjahre in Berlin durchmachte, bis er in Weimar bei Gussow und dann selbständig im Schwarzwald zu Erfolgen kam.

Eine Lebensbeschreibung in denkbar größtem Ausmaß fand unser einheimischer katholischer Volksprediger und Kalender-Schriftsteller Alban Stolz. Auf Grund seiner Tagebücher, die der 1808 in Bühl geborene Apothekerjohn seit 1827 führte, und im Zusammenhang mit seinem umfangreichen schriftstellerischen Werk zeichnete der Freiburger Universitäts-Professor Julius Mayer sein Leben mit gewissenhaftem Eifer und unter Durchbildung jeder Seite seines Wesens und Schaffens. (Freiburg, Herder.) So entstand ein Werk von 619 Seiten mit vielen guten Abbildungen. Es ist zu befürchten, daß der Umfang dieser Biographie eher ein Hindernis für die literarische Erfassung des Dargestellten wird. Denn das Ausmaß seiner Persönlichkeit rechtfertigt dem Unvoreingenommenen nicht ganz den Aufwand dieses Werkes. Alban Stolz ist ein begnadeter Schriftsteller. Aber der Kreis seines Könnens und seines Weltbegriffes ist begrenzt. Er ist kein Schöpfer einer neuen Gedankenwelt sondern der emsige eifernde Durchflüger des katholischen Glaubensbodens, und zwar in einem dogmatisch eingeeigneten Sinn. Er gehört nicht wie etwa Franz von Assisi der ganzen Menschheit. Er ist auch kein sensibler und feingefühler Musiker wie Suso. Trotzdem war sein Wirken bedeutend und seine Persönlichkeit ist charaktervoll, herb und hart. Er ist etwas wie ein Wissenswurm. Tod und Hölle beherrschten seine Vorstellung. Als Seelsorger in mehreren badischen Pfarreien, als erbauenden und strafenden Schriftsteller, als geistlichen Lehrer, Sozialpolitiker, Dichter und Mensch stellt Jul. Mayer seinen Helden, diesen arbeiterischen, spanisch-finstern Befehrer, dar. Prof. Sauer steuert noch ein Kapitel über Stolz in der deutschen Literatur bei und charakterisiert ihn als Epigonen der Romantik mit schwärmerischem Naturfimmel und Hang zum Mittelalter. In der Bußstimmung, auch manchmal in der Vorbildung (vgl. „Der Sünde Gesicht, Gewicht und Verlicht“, „Schreibende Hand auf Wand und Sand“) ähnelt er Abraham a Sancta Clara. In der Kunst, im Stil und im Dichterischen übertrifft er ihn weit. (Abraham a S. Clara hieß ursprünglich Ulrich Megele — nicht Meverle, wie in der Bücherschau Nr. 33 verdruckt war —. Und Frangens Sammlung betitelt sich Komische — nicht komische — Bibliothek.)

Magda Fuhrmann / Ein Brief.

Geliebter Freund!

Warum ich Ihnen heute schreibe, weiß ich nicht. Aber daß Sie diesen Brief nie lesen werden, das weiß ich wohl. Denn er darf garnicht an Sie abgehen. Trotzdem fühle ich, daß ich ersticken muß, wenn ich nicht zu Ihnen gesprochen, wie ich heute sprechen will.

Es ist eine kalte, nordische Herbstnacht. Durch die Wald-einsamkeit sausen die gewaltig singenden Flügel eines leidenschaftlichen Septembersturmes. Bald tönt es wie das Klagen schluchzender, gefesselter Dämonen, bald wie das Abschiedsweinen sterbender Lebensströme. Es steht abseits von jedem Beareifen. Denn wer ergründete sie, die großen, tief verborgenen Urlaute der Natur? Durch schiefergraue Wolkenbilder blickt der Mond auf den bunten, melancholischen Totentanz windverwehter, welker Blätter. Um die Riesernstämme legen sich selbst am geisternde Schatten wie schwarze Sorgenkreise einer ruhelosen Seele.

Es ist meine Seele. Und ich rufe um Hilfe. Ob Sie mich wohl hören, Geliebter? Ob Sie mein Weh vernehmen über Länder und Meere? Denn Sie wohnen ja am anderen Ende der Welt, weit im Süden, auf jener sonnigen Insel, die ich oft im Traum geschaut, ehe ich sie später in Wirklichkeit sah.

Meine letzte, übermenschliche Einsamkeit. — Ich habe sie selbst gewollt. Nachdem ich von meinem brutalen, seelenblinden Gatten geschieden war und viele Jahre auf Reisen zugebracht hatte, zog ich mich in diese Waldeshölle zurück, um meine gemordete Jugend endgültig zu Grabe zu tragen. Doch wie dem Ertrinkenden vor dem Ertrinken seiner letzten Kräfte

in der Phantasie noch einmal ein rettendes, blühendes Ufer erscheint, steigt auch mir heute ein versunkenes Glück auf. Und darum schreibe ich Ihnen.

Durch den nächtlichen Wald klingt Glockenläuten. Hören Sie es auch? Es ist eine katholische Glocke. Wie hat sie sich nur verirren können in unsere trostlose Föhrenschwermet? Sie kommt doch aus dem fernen, blau-blauen Süden, aus den heißen Palmengärten einer Trauminsel.

Das Felsenkirchlein. — Entfennen Sie sich noch? Darinnen gab es einen besonderen Duft. Einen kalten und einen warmen. Der kalte kam von den vielen Perlenstickereien und metallenen Herzen, die vor der Gottesmutter lagen. Der warme entströmte den hohen Wachskerzen, die so weich und fromm brannten. Trat man später aus dem Halbdunkel dieses milden Tempels heraus, mußte man geblendet stille stehen vor all dem Sonnenlicht draußen. Am Felsenabhang eine Birnis von roten Rosen, rot wie schwer verlebtes, junges Herzblut. Und summende, blinkende Bienen und flinke Eibechsen. Sie raschelten zu meinen Füßen, hielten einen Augenblick inne und alitien dann weiter fort über die heißen Steine.

In diese südländische Pracht hatte mein Arzt mich gesandt. Er versprach sich Heilung der vernichteten Nerven, rechnete aber nicht damit, daß ich meinen ärgsten Feind ja doch wieder auf jene Erholungsreise mitnehmen mußte: mich selbst, mit meiner ganzen Dual und Finsternis.

Als ich Sie das erstemal sah!

Sie sahen am Felsen vor Ihrer Staffelei und der geistvollen, tiefen Ernst Ihrer Gesichtszüge fesselte mich, Kessellose,

soaleich. Ein Charakterkopf, wie man ihn häufig auf nachgedunkelten altitalienischen Porträtskulpturen findet. Vollständig versunken in Ihre Arbeit blickten Sie erst auf, als ein Ausruf naiven Entzückens von meinen Lippen kam. Noch eben sehe ich es vor mir, dieses südlische Sonnenbild, von Ihrer Hand geschaffen: weiße Säulenhallen, die aufs Meer blicken. Zwischen Himmel und Wasser leuchtende Mäwen. Sonst nichts als träumerisches, blaues Schweigen. So unendlich zart neben der lebendigen Sicherheit der Konzeption, so einfach in all dem hohen Künstlertum.

„Sie sind von Gottes Gnaden,“ rief ich, „ein großer Maler!“

„Nebenher kein Maler“, erwiderten Sie mit einem unfählich gültigen, etwas traurigen Lächeln, „sondern Arzt.“ — Nechzeitlich fiel es mir dann ein, daß es für sehr unkorrekt gilt, wenn eine junge Dame unaufgefordert mit einem fremden Mann redet, und ich wollte mich wieder zurückziehen. Sie aber luden mich freundlich zum Weiterbleiben ein. So begann unsere Freundschaft.

Sie zeigten sich mir als ein ruhiger, durch und durch beherrschter Mensch, der sehr streng gegen sich selbst und sehr tolerant gegen alle anderen war. So liebten Sie es mich nie fühlen, daß Sie mir in allen Stücken überlegen seien. Allerdings zählten Sie ungleich viel mehr Jahre als ich. Wie ein reiferer Denker erschienen Sie mir, ein abgeklärter Vollmensch, der sein Ganzes in alles hineintrau, was er auch unternahm. Immer kam ich Ihnen mit tausend Fragen, auf die Sie unermüdet Antwort wußten. Ihr freudiger Geist durchleuchtete die dunkel verworrenen Kammern meines Hirns. Ihre unbeschreibliche Güte holte die seltsamsten Bücherblumen aus meiner irrenden Seele und ließ mich unbegrenztes Vertrauen zu Ihnen gewinnen. Ihre tiefen, erbarmenden Worte trüben leise heilend über wundete Stellen. Der bittende Blick Ihrer großen, dunklen Augen zwang mich zu absolutem Gehorsam. Sie waren ein so starker Mann, aber ich fand in Ihnen Seelenlinien von einer Zartheit, die mich heiß ergriff.

Es ging mir dann bedeutend besser. Ich konnte wieder schlafen und bekam den Gedankenkreis eines normalen Menschen. Lassen Sie mich Ihnen hier noch einmal Dank sagen für die unerlöschliche Geduld, die Sie mit mir aehabt haben, mein ferner Freund.

Obt sahen wir an der sonnigen Küste, sahen die schimmernden Segelschiffe vorbeiziehen und sprachen miteinander. Sie hatten, innerhalb aller Ruhe, die dramatische Ausdrucksweise des Südländers, und hingerissen lauschte ich Ihren Darstellungen. Jede neue Skizze, die Ihre Farben hinräumten, war für mich eine ganze Welt von Glück. Ich kannte Ihre Heimatsprache nicht und Sie nicht die meine und dennoch redeten wir dieselbe Sprache, die hohe Freundschaftssprache rüchhaltigsten Verstehens.

Einmal führten Sie mich in Ihr Heim, in einem weiten, sonnendurchströmten Garten, der dem Eden glich, das „den Moraea“ lag. Und Ihre Zimmer hatten alle ein Gesicht. Offene Fenster, Lichtfluten, an den Wänden Büsten, Bilder, Bronzen, tiefe vornehme Töne. Vor der weiten Steinveranda stand ein architektonisch schöner, schwarzer Südbaum, in dessen Wipfeln es seltsam weinte. Ich wußte nicht, ob es eine klagende Wundergeige sei oder eines tiefen Menschen Seele. Und in dem Augenblick kam mir wieder ein Gedanke, der mich schon manchemal durchblüht hatte: ich zweifelte daran, daß Sie ein glücklicher Mensch wären. Sie erschienen mir vereinsamt, wie wenn Sie etwas in sich totgeschwiegen und totgearbeitet. Und vielleicht trieb bloß Ihre große Einsamkeit Sie zu der meinen.

Jene blaue Stunde auf dem Meer — —, ich werde ewig an sie denken. Wir waren weit hinausgerudert in die farbenlodernde See. Anfangs schossen noch andere, leichte Röhre an uns vorbei, später blieben wir ganz allein in Sonnenschein und Wasser. Je weiter wir ruderten, desto blauer wurde es um uns.

Ich weiß nicht, ob blau die Farbe der Sehnsucht ist oder des Vergessens. Vielleicht schließt sie beides ein. Jedenfalls ertränkte ich alle meine Qualen für diese eine Stunde in jenes beglückende Blau, das weich war wie dunkler Samt. Alles, was einst gewesen, blieb weit zurück. Nur das Blaue war Wirklichkeit. Und Sie. Und ich.

In der Stunde hatte ich einen einzigen, betenden Wunsch: weiter treiben ins Meer hinaus, ziellos, weltverloren, für immer aborgen durch Ihre sichere Führung.

Pöblich hielten Sie im Rudern inne und schlugen mit Ihrer braunen, kräftigen Hand in die Flut, die flammenblau aufalomm. Zum erstenmal bemerkte ich, daß Sie am Ende innerlich garnicht so ruhig waren, wie es sonst den Anschein hatte. Ihre dunklen Augen brannten: zwei schwarze Feuer. Bisher hatte unsere reine Freundschaft nichts begehrt als nur ein wenig gegenseitiges Verstehen. Es war so gar keine Verliebtheit dabei gewesen. Dazu schienen Sie zu — ernst. Und ich? Als ein Menschenwrad kam ich auf die Insel.

Aber jetzt beherrschten mich ganz andere Regungen, und mein Herz hämmte sich in nie gekannter Sehnsucht, eine Seh-

sucht, die wie ein Brand über blasse, öde Erde fuhr, eine Sehnsucht, die gewaltig, besüßergreifend wie ein Gigant war und doch wieder wehrlos wie ein kleiner Vogel, der aus dem Neste fiel.

Die Sonne stand nun niedriger. Sie näherte sich dem Meer. Wie ein Stück feuerflüssigen Lebens lag sie vor uns, und wir ruderten ihr machtvoll entgegen. Na, es sah aus, als könnten wir sie gleich im nächsten Augenblick erreichen. Mit jeder Minute schien es heller zu werden und heißer. Jetzt, jetzt fuhren wir in die zitternde Strahlenfugel!

Kein Blau mehr. Nur Gold. Töne tiefster Lust. Rüngelnder, taumelnder, seltsamer Farbenrausch. Mochte er unsere Augen erblinden lassen, unsere Leiber verbrennen, wir wagten diese gluttige Fahrt.

Vor tausend Feuerschleiern sah ich nichts, aber ich fühlte es heiß auf meinen Lippen. Waren es sengende Sonnenpfeile oder waren es — Küsse? Waren es Ihre Küsse, Geliebter?.. Pöblich erlosch der Feuersauber.

„Mein Freund,“ sagte ich, „wenn mir jetzt jemand zurief: „Du sollst sterben!“ so täte ich es wortlos, denn einen höheren Augenblick werde ich nie wieder erleben.“

Sie aber zogen mich an Ihre breite Brust und nahmen meine hilflosen, schmalen Finger in Ihre großen, wunderschönen Hände. Na, hier war ein Glück, das heller strahlte als die Sonne selbst.

„Warum wir uns wohl gefunden?“ fragten Sie leise, „kleines, liebes Mädchen, willst Du mir nun gehören als meine Gattin, mein Allerheiligstes?“

Ich prekte mich an Ihr stürmisch pochendes Herz. „Ich danke Dir,“ hauchte ich, „ich danke Dir schon allein dafür, daß Du überhaupt lebst. Für Dein Leben danke ich Dir und für — meine!“

Na, ich war auferstanden von den Toten. Stück für Stück fielen die Pennerlasten meiner alten Qual von mir ab und die Seele weitete sich mir in neuer Freiheit. Aber nur kurze Zeit währte dieses Glücksgefühl. In's sanft schaukelnde Boot setzte sich plötzlich ein schwarzer Schatten neben mich. War er ein Geipenst aus dem nordischen Erbkönigswalde?

Wie von weiten, nebelarauen Fernen kam eine Stimme über's Meer.

Was tust Du? Darfst Du das? Laß von diesem Manne, denn Du würdest ihm nur Verderben bringen. Nicht folgen sollst Du ihm in sein harmonisches Heim. In die frohen Farben des Südens gehöret Du nicht. Wohl aber stimmst Du zum Brausen der einsamen Nordlandswoagen, die an verlassenem Meeresdünen heulen. Immer wirst Du ein selbstquälender, verbildeter, kranker, nordischer Grübler bleiben. Der starke, edle Mann, der sich durchgerungen, würde Last ja freudig für Dich tragen, aber Du hast nicht das moralische Recht dazu, diese Grobmut auszunutzen. Schleppe Deine Bürde allein weiter. Bringe sie zurück in den tottraurigen nordischen Wald.

Aus lauem Lauschen erwachte ich ich. Mittlerweile waren wir am Ufer gestrandet.

„Warum wir uns wohl gefunden?“ wiederholte ich Ihre Frage, „ich will es Ihnen lieber gleich sagen: um uns wieder zu verlieren.“

Damit sprang ich aus dem Kahn und lief wie jemand, der sich nicht umsehen darf. Mir war zu Mut, als hätte ich einen singenden Märchenvogel getötet oder einen Stern ausgelöscht. Am anderen Mornea reiste ich ohne ein erklärendes Wort ab.

Zürnen Sie mir nicht. Indem ich von Ihnen schied, wollte ich Sie ja nur vor meiner großen Qual bewahren. So sehr habe ich Sie geliebt, mein ewiger Freund.

Anfangs suchten Sie gewiß nach mir in Schmerz und Entsetzen. Das glaube ich sicher zu wissen. Aber später half Ihre stolze Ruhe Ihnen wohl über alles Leid. Ist es nicht so?

Und wenn das Weh in Ihnen milder geworden, dann behalten Sie in der Erinnerung nur noch die guten, lichten Stunden unseres Freundschaftsbundes. Dann werde ich Ihnen viel mehr gehören, wie wenn ich bei Ihnen geblieben wäre auf der südlischen Insel. Weil wir nicht täglich und stündlich zusammenleben, gerade deshalb sind wir viel schöner und glücklicher beieinander. Nur was man nicht besitzt, das besitzt man ganz.

Meine Lampe erlischt. Fragendwo im Walde muß die Sonne bereits scheinen, denn jetzt spielen schon schwache Frühlichter um die ersten Kiefernstämme. Der Moraea steigt auf.

Und mit ihm klopft die Sehnsucht an's Fenster, die alte, grenzenlose Sehnsucht nach Ihnen, ferner Freund.

Leben Sie wohl! Ich werde Sie nie vergessen, wie sich mein weiteres Leben auch gestalten und wo immer ich weilen mag. Jedes Wort, das Sie zu mir gesprochen, will ich lieb behalten bis in meine Todesstunde, und mein letzter Atemzug wird ein Dank an Sie sein, an Ihr großes selbstloses Herz, das die Last für mich tragen wollte.

Sehen Sie, ich gehöre ja nicht zu den „Frommen“, die den Namen des Höchsten stets im Munde führen. Aber diesesmal sage ich doch: Gott seane Sie, mein heißgeliebter Freund!